

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 10

Artikel: 14 Jahre auf den Galeeren
Autor: Mathis, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



14 Jahre auf den Galeeren

Von Jakob Mathis

Mit einer Illustration von Willy Wenk und einem Faksimile

Die folgende kleine Selbstbiographie des Jakob Mathis von Sulzbach gehört in die Reihe der von uns bereits veröffentlichten Auswandererschicksale von Schweizern in den letzten Jahrhunderten. Die Wiedergabe ist wortgetreu, mit Ausnahme von Kürzungen und orthographischen Veränderungen, die im Interesse der leichten Lesbarkeit erfolgten. Wir verdanken den Bericht dem Kulturhistoriker Dr. Leo Weisz in Zürich.

Endlich wurde mir das Urteil gefällt. Ich sollte auf die Galeeren und auf selbigen meinen Lebtage verdammt bleiben.

Kraft dieses entsetzlichen Urteils wurde ich dann mit den übrigen, die einen gleichen Sentenz hatten, angeschmiedet. Es waren unser insgesamt 225 und nur 25 waren katholische Uebeltäter, die andern alle reformiert, deren

ganzes Verbrechen die Bekenntnis ihres Glaubens ihrer Wahrheit war. Zwei und zwei wurden am Hals wie Ochsen zusammengeschmiedet und die Kette war fünf Schuhe lang, in der Mitte mit einem grossen Ring, durch welche sie eine sehr grosse und lange Kette zogen, welche mitten durch alle andern ging und uns alle insgesamt zusammenkuppelte. Man

kann aber leicht denken, wie wir darunter gelitten! Weil uns die Ketten schmerzten und diese dazu sehr schwer waren. Wir konnten deshalb an einem Tage nicht mehr als drei bis vier Stunden reisen. Wollte auf der Reise einer seine Notdurft verrichten, so mussten alle stillhalten, und wenn man am Abend vor einen Stall kam, so musste man bei dem Stall sich in einigen Zirkeln hintereinander in die Runde stellen und dann mussten alle zugleich auf einmal sich niedersetzen und auf einmal aufstehen. Als wir nach Lyon kamen, setzte man uns auf die Rhone in ein grosses Schiff, mit welchem wir nach Marseille fuhren. Dasselbst waren 42 Galeeren, man führte uns aber zuerst auf die grosse Royale, nahm uns die Ketten vom Hals ab, schmiedete uns an die Füsse und dann kamen einige Türken, welche uns das Haar abrasieren sollten, das sie aber so untreulich taten, dass sie zugleich ziemlich von der Haut abrissen.

Die Doctores und Chirurgen zogen uns darnach nackend aus und visitierten uns, ob wir keine Prästen hätten, hernach kamen die Capitains, ein jeder nahm soviel er brauchte. Einer nahm auch mich und führte mich selbst acht auf die Galeere Souveraine. Wir fanden dort 420 in Eisen und Banden geschlagener Gefangene, sieben, die von unserer Religion gewesen, sie waren aber nicht bei einander, damit sie nicht mit einander reden möchten, sondern jeder sass zwischen zwei türkischen Sklaven. Ich wurde auch zwischen zwei Türken gesetzt und an das Ruder gestellt. War nackend bis auf die Weiche, hatte weder Strümpf noch Schuhe, aber Hosen halb auf die Knie.

Auf einer grossen Galeere sind 60 Ruder und auf einer kleinen 50. Bei jedem sind 7 Mann, 5 Christen und 2 Türken, die auf einem Bank sind. Jeder Ruder knecht hat ein Seil um den Hals, welches an das vorder und hinter Ruder angeknüpft, damit die Ruder ordentlich einander treffen. Alle 50 Ruder müssen ein Streich sein, weil sonst die Galeeren nicht fortgehen. Zwischen den Bänken gehet allezeit ein Mann herum mit einer Knute, welcher wacker auf die blossen Rücken zuschlägt, wenn die Ruder nicht gleich gehen. Er gab mir gleich im Anfang etliche Streiche und sagte zu mir: «Du Calvinischer Hund, ich will dich lernen an Gott glauben!»

Fahrten der Galeere «Souveraine»

Wir mussten ausfahren nach Amerika, vier Kriegsschiffe zu begleiten. Auf denselbigen waren 4000 reformierte Weibspersonen, welche verdammt waren, da verkauft zu werden. Auf der Reise waren 400 von ihnen gestorben, deren Grab das Meer wurde.

Wir landeten bei St. Christophel, kamen sehr nahe an das Land, da die Gefangenen ausgesetzt wurden und konnten darum dem traurigen Spectacel zusehen. Die Kaufleute kamen von drei oder vier Nationen zusammen, zogen die armen Leute nackend aus und visitierten sie. Die Jungen waren bald verkauft, aber die Alten nicht. Da war auch eines Predigers Frau mit vier Töchtern, die Töchter wurden gleich verkauft und der Mutter Schmerz war schrecklich. Sie stand noch vier Stunden, endlich kam ein Jud, sagte: «Sie wäre gut Feuer unter dem Kessel zu machen.»

Nachdem wir die Reis, auf welcher wir drei Monat herein und nicht weniger heraus zugebracht, vollendet, kamen wir nach Malta, von dannen zurück nach Corsica und von dort nach Marseille. Auf dieser Reise wurde mir mein Rücken vielmal blutend geschlagen, ich konnte mich aber nicht besser trösten, als mit Betrachtung des Leidens Jesu. Hier fand ich Trost.

Unsere Galeere musste darauf nach Constantinopel, den Ambassadeur des Königs nach der Pforte zu begleiten. Wir fuhren aus mit 30 Galeeren und 12 Kriegsschiffen von Marseille auf Toulon, auf Port Cros, Antibes, Nizza, Villa Franca, Genua, Livorno, Porto Ferrajo, Civita Vecchia, Gaeta, Neapoli, Calabria, Negroponte und von einer Insel im Archipelago zur anderen, bis nach Constantinopel.

Dorten blieben wir drei Monate, hatten aber wenig Ruhe, weil wir alle Tage mussten ausfahren, bald in das Schwarze Meer, bald in den Bosporum, bald gegen die Dardanellen. Wir gingen auf die Corsaren los, um etwan derselbigen Schiffe wegzunehmen. Im Schwarzen Meer hatten wir grosse Not, weilendasselbst viel Magneteisen liegen, welche die mit Eisen stark beschlagenen Schiffe an sich ziehen und den Ruder knechten grosse Arbeit verursachen.

Als wir wieder abgefahren, kamen wir vor Algier, das verrufene Raubnest in der Barbarey. Es waren da schon 12 Kriegsschiff, 15 Galeeren und 11 Brandschiffe. Wir vereinigten uns mit ihnen und spielten elf Tag und Nacht Bomben herein, welche dann an allen Orten die Stadt in Brand steckten. Sie wurde aber wohl defendiert durch die Menge reso-

luter Barbaren und eine Quantität Kanonen, mit welchen sie auf uns ernstlich herausfeuerten und uns wenig schuldig blieben. Einige tausend Sklaven waren in der Stadt von allerhand christlichen Nationen. Die Barbaren nahmen nun 40 Franzosen und handelten mit selbigen greulich. Sie richteten auf einer Batterie Pfähle auf, so dass zwischen zwei Pfählen eine Kanone stand, hielten dann die armen Leute an die Füße, sie an das oben auf den Pfählen gelegte Querbrett anbindend, so dass ihr Herz vor das Mundloch der Kanonen zu hangen kam. Wann sie dann Feuer gaben, so wurde der halbe Teil der armen Menschen uns entgegengeschickt, der andere aber blieb zu einem entsetzlichen Spectacel hangen.

Grausamkeit aber wurde hier mit Grausamkeit vergolten. Unser Admiral (Duc d'Etre) befahl hinwieder 40 der fürnehmsten Türken zu nehmen, dann einige leere Fässer zusammen zu binden, die Türken dahin zu setzen und darauf zu bombardieren, bis alle todt waren. Nachdem nun diese christliche Tat, in Nachfolg der Barbaren vollendet, so nahmen sie einen alten Sklaven, hackten ihm beide Hände ab, banden ihn an die Fässer, wo die Todten waren, an, stiessen die Fässer in der Nacht ans Land und da musste der verstümmelte Alte sagen, wann sie mit Christen zu schiessen fortfahren wollten, so würde man ein gleiches tun mit den Türken.

Das Feuer hörte des Morgens endlich auf und weil wir sahen, dass wir nichts ausrichteten, als Morden und Brennen, so mussten wir endlich abweichen. Wir fuhren nach Marseille, wo wir frisch Wasser fassten und neues Brot bekamen.

Ich aber bekam noch 125 Streiche, weil ich einem Jesuiten, der aus mir einen Engel machen wollte, widersprach. Ich wusste nichts von mir selbst und lag in der Ohnmacht, doch Gott wollte nicht, dass ich sterben sollte.

Seeschlacht bei Kap La Hogue (1692)

Indessen war der Krieg zwischen Frankreich, England und Holland in vollen Flammen. Die Franzosen rühmten sich, im Mittelländischen See 256 Schiffe von allerlei Gattung zu haben, allein als Anno 1691 die Engel- und Holländer mit einer schönen Flotte hinkamen uns aufzusuchen, so wollte es sich den Franzosen gar nicht schicken, ihnen eine Bataille zu liefern. Ich sagte zu den Soldaten, sie sollten nun heraus und die Urten machen, sie antworteten, ich soll mein Maul halten, sie wollten die Engländer schon finden. Allein je mehr diese uns suchten, je mehr wir uns verbargen.

Doch im folgenden Jahr fanden wir einander *à la Hogue* an dem Canal. Wir verbargen uns zuerst in die Häfen und sie erwarteten unser auf dem offenen Meer. Der Viceadmiral von Tourville und die anderen Kommandanten machten sich die ganze Nacht vor der Bataille lustig, gaben Salven und tranken Gesundheit. Die Ursach war, dass sie wussten, dass auf der englischen Flotte eine Conspiration war. Wir rüsteten schon Eisen, die Feinde anzuschmieden und die Soldaten wollten den Bär teilen, bevor er gestochen war. Allein es wurde alles ganz anderst. Der Admiral Rooke, der nebst dem Lord Russel die reformierte Flotte kommandierte, entdeckte

die Conspiration, setzte die Verräter ab und gab Ordre, demjenigen den Kopf zu spalten, der einen Schuss ohne Kugel tun würde.

Um 3 Uhr nach Mitternacht gingen wir aus, die Feinde zu suchen, die leicht zu finden waren, weil sie uns auch suchten. Die französische Schlacht-Ordnung war so eingerichtet, dass zwischen zwei Kriegsschiffe eine Galeere geordnet war, damit in der See die Schiffe herumgezogen werden mögen. Tourville schoss nun eine Kanone ohne Kugeln zu einem guten Tag. Rooke antwortete mit zweien zur Danksagung und Gegengruss. Tourville griff den Rooke an und die grossen Schiffe kamen insgesamt an einander. Gleich sahen die Franzosen gegen ihre Meinung einen Kugelregen von den Engländern ankommen, deswegen sie im Haar kratzten, weil es nicht übereinkam mit dem Versprechen des Königs Jakob, dass die Engländer nur mit Pulver schiessen werden. Ich musste lachen, ob ich wohl auch in Gefahr war und war so fröhlich, als an einer Hochzeit. Die Engel- und Holländer hatten guten Wind und schlugen uns von Morgen bis an den Abend und die Schiffe fingen an zu brennen.

Auf unserer Galeere geschah etwas bedenkliches. Es war da ein verrückter Offizier, mit einem türkischen Sabel in der Hand, der uns zuschrie: er wolle uns lehren rudern und nicht der Schlacht zusehen. Er sah nun einen, der nach der Schlacht sah, dem hieb er rasend den rechten Arm ab, so dass der arme Mensch sich zu Tode blutete. Er schlug uns nachher mit dem blutenden Arm, uns noch greulicher drohend, wenn wir nicht arbeiten würden. In zwei Stunden stellte

sich dieser Wüterich an den Mastbaum, hatte ein Stück Fleisch in der Hand und frass wie ein Hund. Es war aber gar ungesegnet, denn es kam eine Kanonenkugel daher geflogen, die ihm den Kopf mit dem Speck wegnahm.

Auf den Galeeren hatten wir auch viele Tote und Blessierte und es war ein grosses Geschrei, wann die Leute von Schiffen in die Luft sprangen. Einige wurden ab den Seglern heruntergeschossen wie die Vögel, und die im Wasser schwammen, herausgerissen und gefangen. So verloren wir 18 grosse Schiffe und 6000 Mann. Weilen nun die Franzosen an diesen calvinischen Ketzern, wie sie sagten, ihre Wut nicht erkühlen konnten, so hielten sie uns desto härter und machten uns einen blutigen Rücken.

Nun suchten wir uns in unsere Nester zu begeben. Wir kamen gegen die Strass Gibraltar und warteten auf Schiffe aus Ostindien. Es kam ein Holländisches, das gross und sehr reich beladen war. Wir nahmen es in die Mitte und schlugen uns vier Stund mit ihm. Endlich wurde es mastlos und gewonnen, die Leute aber gefangen. Dieses Schiff hatte durch seine tapfere Gegenwehr uns grossen Schaden getan, allein wir bekamen eine schöne Beute, denn man schätzte sie 13 Millionen Livres, wiewohl es zuviel geschätzt sein mochte. Es erging uns aber damit sehr schlecht. Es kamen noch acht holländische Schiffe, traktierten uns miserabel, schossen ein Schiff unter, so dass es sank und nahmen zwei weg, darunter auch dasjenige mit der reichen Goldladung, das wir erobert hatten. Wir flohen und sie gingen auch ihres Weges, aber wir fanden kein Gold-Schiff mehr und mussten bei Roses in Catalonia lan-

den, wo unsere Landarmee lag und einige Plätze den Spaniern weggenommen hatten.

Hilferuf in die Heimat

Es wären noch viel Sachen zu erzählen, allein ich eile der wunderbaren Errettung von diesen Galeeren zu berichten, die ich nach Gottes Vorsehung durch Mittel Meiner Gnädigen Herren von Zürich erlanget.

Anno 1697 waren wir zu Marseille und rüsteten da 15 Galeeren und 6 Kriegsschiffe aus. Wir mussten nach Sicilien auf Messina, wussten aber nicht warum. Wie wir von Marseille ausfahren wollten, so kam ein Kaufmann auf unsere Galeeren, sie zu besichtigen. Er fragte die Offiziere, was für Leute sie hätten. Sie sagten: « Christen, Türken, Barbaren und Juden. »

Er fragte sie, ob sie auch Reformierte hätten. Sie sagten: ja und führten ihn von einem Ort zum andern, zeigten ihm die Reformierten und unter denen auch mich. Er fragte mich, woher ich wäre. Ich sagte es. Weiter redete er aber gegen mich nichts, sondern ging weiter in der Galeere fort. Da er zurück kam, steckte er, ohne dass es der Offizier sah, mir ein Papier mit 20 Sous in die Hand. Ging von mir und redete weiter kein Wort.

Sobald ich gesehen, was im Papier war, steckte ich solches in meinen Schub-sack. Dann führen wir fort. Ich hatte nun das Geld bei mir und wusste wohl, was ich mit selbigem sollte tun, aber es fehlte mir der Mut dazu. Da sendete Gott diese Gelegenheit. Es lag an unserm Ruderbank ein holländischer Soldat, der von seiner Religion abgefallen war und Freiheit hatte, in die Stadt zu gehen. Er kam einmal voll Wein in seine Bank,

fluchte und sagte zu mir, er wollte mir gern helfen mit Essen und Trinken, wann er es nur könnte. Ich aber sagte zu ihm, wenn er wolle treu an mir sein und mir Tinte, Feder und Papier zu zwei oder drei Briefen aus der Stadt bringen, so wolle ich ihm die 20 Stüber geben. Er versprach es gleich, sagte der Teufel soll ihn holen, wann er es nicht täte. Ich gab ihm das Geld und er ging in die Stadt und brachte die begehrten Sachen zurück. Es war Nacht und niemand hatte ihn gesehen, denn die Officiers waren in der Stadt und machten sich lustig, die Buben aber, die sie gelassen uns zu überwachen, sassen die ganze Nacht in der Cajute und spielten. Wäre es ausgekommen, so wäre es uns übel ergangen. In einer anderen Ruderbank war nun ein brandenburgischer Deserteur angefesselt, dem sie Ohren und Nase abgeschnitten hatten, dieser konnte besser schreiben als ich und nun schrieb der Brandenburger in Gottes Namen, ich aber hatte gute Wacht auf die Buben. Weil es auch Mondschein war, so konnte er wohl schreiben, für mich an gewisse grosse Herren zu Zürich und er an seine Patronen, dass sie uns helfen und womöglich erretten sollten. Wir machten die Briefe mit Päch zu und adressierten selbige an den Prinz von Darmstadt, welcher damals Gouverneur zu Barcelona war. Der Holländer war, dieweilen wir schrieben, in die Stadt gegangen und hatte seine 20 Stüber versoffen. Eine Stund vor Tag kam er in die Galeeren und war voll wie eine Bestie. Ich sagte zu ihm, er sollte nun meine Briefe auch in die Stadt tragen, weil sonst das Schreiben vergebens wäre. Er sagte: wann schon zehn Galgen hier wären, so

wollte er doch gehen. Er ging dann mit den Briefen in die Stadt, kam wieder zurück und legte sich schlafen.

Man sagt sonst, ein Trunkenbold sei nirgend zu gebrauchen, allein hier hatte der Wein eine sehr gute Wirkung, denn wäre dieser nicht voll gewesen, so würde er solches nimmer getan haben, weilen er mit diesen 20 Stüberen leicht den Galgen gewonnen hätte. Morgens hat es ihn schon gereut. Er fragte mich, ob es niemand gesehen. Ich versicherte ihn Nein und sagte, er solle sich nur nicht fürchten. Er sagte, er wolle keinen Wein mehr trinken, man könnte darmit an den Galgen kommen. Ich sprach es sei nichts besseres, als schweigen, er sollte es tun, wie ich es auch tun wollte. Auf diese Weise war der Grund meiner Erlösung gelegt. Ich musste indessen noch drei Jahre warten, bis ich die erwünschte Frucht darvon erlangte, die aber nach Gottes Vorsehung auf ihre Zeit doch kam. Auf folgende Art: Wir lagen vor Tanger, da kam eine Flotte 18 Schiff stark mit viel Volk. Aus den Schiffen kam ein Sekretär auf unsere Galeere, fragete nach einem Schweizer Nummer 10 113, welches meine Zahl war, die ich auch an meine Gnädigen Herren geschrieben hatte: die Officiers führten den Schreiber zu mir und er fragte mich, ob ich nicht ein Schweizer wäre. Da ich nun dasselbige bejahte, sagte er, ich hätte grosse Gnad von dem König erlanget, denn er wolle mich in Freiheit setzen. Ich sollte mein Lebtag für ihn beten.

Ich erschrak zuerst darüber und wusste nicht wie es gemeint, gleich kamen aber die Wächter, nahmen mir meine Eisen ab und der Schreiber führte mich auf das Schiff, das bald nach Mar-

seille zurückfuhr. Hier wurde ich gleich für den Duc de Vendome, damaligen General der Galeeren, hingeführt. Wie ich kam, sagte er zu mir :

« Ha, dieser ist ein junger Kerl, was tut Ihre Majestät, dass sie einen so jungen Kerl erledigt? Du calvinischer Bärenhäuter hast sicher an deine Herren geschrieben? Sollte ich es wissen, ich wollte dich an einen Ort hintun, da du in acht Tagen die Sonne nicht solltest sehen. »

Ich sagte ganz demütig : « Ihr Gnaden, ich bitte um Vergebung, ich kann weder schreiben, noch lesen und kenne niemand, weder klein noch grosse Herren in meinem Vaterland. »

Er aber sprach : « Du Bärenhäuter du, wenn du keine Herren in deinem Vaterland kenntest, so wärest du nicht entledigt worden. »

Hiermit gab er mir einen Passport und sagte : « Ich will dich nicht länger aufhalten, gehe hin und danke dem König. »

Ich nahm meinen Passport und sagte ja, allein darum tat ich es nicht, ich gedachte, es wäre besser meinen Herren in meinem Vaterland zu danken, denn ohne sie würde es der König spät getan haben. »

Nun eilte Jacob Matthys über Lyon, wo ihm Ratsherr Holzhalb teilnahmevolle Aufnahme bereitete, nach Genf, musste aber zuerst den Pass La Cluse passieren.

« Hier hielten mich » — berichtet er — « die Wächter auf und fragten mich, wo ich herkäme. Ich sagte von Lyon. Sie fragten, ob ich ein Passport hätte ?

Ich antwortete : « Ja », wollte ihnen aber denselbigen nicht zeigen, weiters ob ich calvinisch wäre, welches auch bejahte und sie sagten darauf, ich werde müssen auf die Galeeren gehen.

Ich fragte, was das für Tiere wären ? Sie sagten, ich werde es schon erfahren.

Ich wurde zum Commendant geführt, der war noch im Bett, sie erzählten ihm alles, was ich geredet, er las meinen Passeport und lachte dann ! Nicht vergebens hat er gefragt was Galeeren für Tiere wären, er ist 14 Jahre darauf gewesen. Er gab mir vier Stüber und wünschte mir weiter Glück auf die Reise. Frohen Mutes ging es nun in die Heimat.

Wie weit geht die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes ? Dr. Leo Weisz, dem wir ihn verdanken, sagte sich, dass, wenn die Selbstbiographie der Wahrheit entspreche, so müsse auch der Brief des Jakob Matthys an die gnädigen Herren in Zürich zu finden sein. Er suchte und fand ihn auch wirklich im Staatsarchiv von Zürich. Er ist bisher ungedruckt und hat folgenden Wortlaut :

Callör Marsölli.

*Ir hoch gönötiste Herrn Und Rats Herrn,
Alle Mitt Ein Nandter von Zirch
Im Schweitzerlant*

No. 10 113.

*Jacob Matöss im Zircher göbitt aus
Sultzbach in der Herschaft Kröning an
den Krifese im Schweitzerlant.*

*So sollen die Herrn von Zirch wissen,
dass ich getind hab under ir hoch Köi-
serliche Meistett undem Herr Obrister
Denawalt und ich bin gefangen worden
von den Frantzosen bei Freiburg. So sol-
len die Herren wissen, dass ich mit Ge-
walt hab missen Dinst nemen under dem
Herrn Obristen Stub und das Ding hat
mich gar ser fer trossen, das sie mich
dar zu zwingen. So sollen die Rac Herrn
wissen, dass ich von den Frantzhössen
habe wilterum ausreissen und das Un-
Klich hat mir gewolt, dass ich ufgöhal-
ten bin worden und ich bin im stand*

recht fer urteilt worten und ich bin uf die frantzhösischen Callör geschickt worten fir mein Löbtag. So bitte ich doch die Herrn von Zirch, Sie wöllen Meiner genöttich seint und barmhertzig um Gottes Willen. Die gönetigste Herrn von Zirch zu wissen dun, dass alle frembte Leit seint losskommen, Engellenter und Hollenter und Alle Deitzen, die seint erlötig worten, so bitte ich doch die gönöttigste Ratts Herrn von Zirch um Gottes Willen, Sie wollen Uns arme Schweitzer Kiner gönöttig seindt und barmhertzig seindt um Gottes Willen und Sie wollen

Meinen Namen an zu bröngen an den König von Frankh Röich.

Zum Anteren die Herrn von Zirch solten wissen, dass ein armer Schweitzer, ein wölschör börner, beü mir uf die Callör ist zu Marsölie, er hat ein bruter der ist ferheirat göwösen und er hat sein bruter heim wöllen suchen zu Nimen im Frankh Röich, so sollen die Herrn von Zirch wissen, dass der Mensch ist gözinen worten aus Feintschaft, er wolte die Röfermierte aus Frankhreich firen. Er bittet die gönöttigste Herrn von Zirch im Gottes Willen um Hilf. — No. 9891, Janbrin

Callör Marsölie

Ich gönöttigste Herrn von Zirch. Die Herr von Zirch zu wissen dun, dass alle frembte Leit seint losskommen, Engellenter und Hollenter und Alle Deitzen, die seint erlötig worten, so bitte ich doch die gönöttigste Ratts Herrn von Zirch um Gottes Willen, Sie wollen Uns arme Schweitzer Kiner gönöttig seindt und barmhertzig seindt um Gottes Willen und Sie wollen

Meinen Namen an zu bröngen an den König von Frankh Röich.

Zum Anteren die Herrn von Zirch solten wissen, dass ein armer Schweitzer, ein wölschör börner, beü mir uf die Callör ist zu Marsölie, er hat ein bruter der ist ferheirat göwösen und er hat sein bruter heim wöllen suchen zu Nimen im Frankh Röich, so sollen die Herrn von Zirch wissen, dass der Mensch ist gözinen worten aus Feintschaft, er wolte die Röfermierte aus Frankhreich firen. Er bittet die gönöttigste Herrn von Zirch im Gottes Willen um Hilf. — No. 9891, Janbrin

Diesen Brief des Jakob Mathis erhielt die Zürcher Regierung im Jahre 1699, und da in einem Staatsarchiv keine Akten verloren gehen, so konnte er noch nach 232 Jahren aufgefunden werden, ohne Schwierigkeiten

*Janto Aus dem Berner göbitt. Dass Cal-
lör höist Suwer Rönor zu Marsöllie. »*

Auf diesen Brief hin intervenierte Zürich beim König von Frankreich, worauf Matthys freigelassen wurde.

In Zürich angelangt, galt es vor allem nachzuweisen, dass er tatsächlich Zürcher Untertan war. Er wanderte zum Pfarrer seines Heimatdörfli und dieser stellte eine Bescheinigung aus, die uns alles sagt, was wir noch nicht wissen. Sie lautet nämlich:

*Herr Burgermeister,
fromm, edel, vest, ehrenvest, fürsichtig,
ehrsam und wys, insonders hochehrende
liebe Herren und Väter!*

*Demnach vor E. E. W. zuerschynen und
umb fürsichub anzuhalten vorhabens ist:
Jacob Matthys von Sultzbach, uss
der Pfarr Uster, Zeiger diss, und mich
gebätten uff das kürtzist zu bezeugen,
was mir seinethalben zu wüssen... be-
zeuge ich hiemit uss der Eltesten Mund
von Sultzbach, dz gedachten Jacob Mat-
thys Elteren alda gehauset, namens Hans
Rudli Mahler, sein Stiefvater und Elisabeth
Perdille sein Mutter uss Pündten im Prät-
tigäuw. Da der Stiefvater vor ungefähr
14 Jahren zu Sultzbach gestorben, habe
die Mutter ihr Sächli daselbst zu Geld
gemacht, seige ins Land abhin zogen, habe
die Kinder sitzen lassen, deren zween
Buben gewesen, als namlich dieser Jacob
Matthys der eltere und ein Hans Jacobli
Mahler, den sie im Wirtshaus zum
Hörndli Zürich gelassen, mit Vermelden,
wölle ein Stuck Brot im Almosenampt
abholen und dann das Kind wieder ho-
len, das aber nie geschehen, sondern das
Kind sitzen lassen.*

*Dieser ab der Galleen ietz erledigte
Jacob Matthys aber kam under die
Frömbden noch bi des Vaters Lebzeiten.
Zu Zürich hab ihn ein Officier, als einen
jungen lustigen Buben mit sich in Frank-*

*reich genommen, und ihn in Purgundt
einer reformierten Frauen übergeben, die
ihn gehalten und geliebet habe, als ihr
Kind, auch bekleidet, wie ein Edelknab,
seige über ihn fro gsin, dz er auch ihr
Religion zugethan...*

*Nachume aber der König von Frank-
reich reformiert und die Evangelischen
vertrieben, habe die Frau ihre Religion
geenderet, seige abgfallen, und gedachter
Matthys ist wieder hinauskommen... Er
habe zu Sultzbach sein Zuflucht genom-
men, allwo er 14 Täg sich aufgehalten
und von danen wieder nach Zürich ge-
wiesen worden, da er dann, als ein Dol-
metsch den französischen Flüchtlingen
gedienet, die von Zürich nachher Eglisau
und Schaffhausen verschickt worden.»*

Die Geschichte mit dem Fremddienst, die hierauf folgen sollte, hat Matthys vor dem gestrengen Herrn Pfarrer nicht nur verschwiegen, sondern statt ihrer das Missgeschick seines welschen Leidensgenossen ihm als eigenes Erlebnis präsentiert. Der Herr Pfarrer, Johann Caspar Breitingen, Dekan von Uster, ist auf die rührselige Geschichte hereingefallen, und dringend empfahl er den braven Jacob als Glaubensmartyrer der Gnade der Landesväter. Diese, in Kenntnis des wahren Sachverhaltes, fanden, dass Matthys für den frommen Bären, den er dem Herrn Dekan angehängt, schon auf der Galeere genügend gebüsst hat und verfügten am 23. September 1700:

*« Der von den Galeeren befreite Jacob
Matthys solle aus dem Almosenampt vom
Kopf bis auf die Fuess ehrlich bekleidet
und ihm ein Degen gegeben werden. »*

Die « vollständige » Beschreibung der « Aventures » unseres Jacob erschien das erstemal, nicht ohne religiöse Tendenz und von Theologenhand zurechtgemacht, 1725 im Druck und bildete den Anhang zu dem « Schweizerischen Robinson ». Neuerdings ist sie auch im « Zürcher Taschenbuch » (1911) abgedruckt worden. Oben gaben wir nur jenen Teil der Beschreibung wieder, der der Wahrheit zu entsprechen scheint.